



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

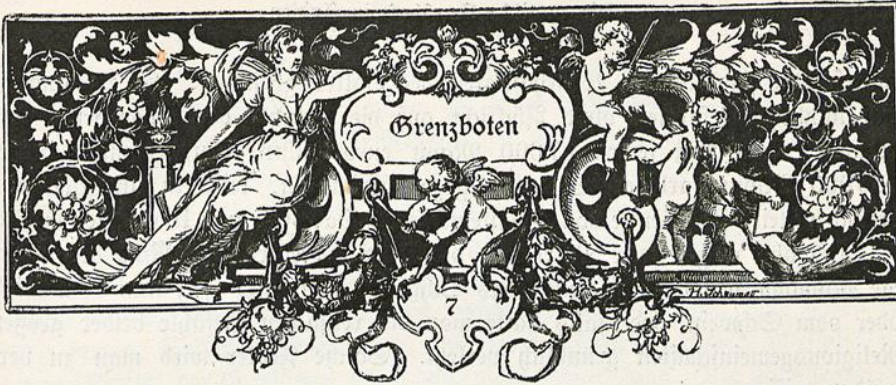
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die englische Herrschaft in Indien

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die englische Herrschaft in Indien



ie englische Herrschaft in Indien steht noch für lange Zeit auf festen Füßen. Und das ist gut. Denn Indien ist zur Selbstregierung noch nicht reif. Es könnte sich nur darum handeln, ob es einen andern Herrn bekäme. Möge dieser nun Rußland oder Japan heißen: für das Land selbst wie auch für Deutschland wäre es ein schlechter Tausch. Wo der russische Zöllner hintritt, da wächst kein Gras wieder, und auch eine japanische Zollherrlichkeit in fremden Ländern möchten wir nicht erleben. England dagegen läßt in Indien fast uneingeschränkten Freihandel walten, und wo es Zölle erhebt, müssen englische Waren sie ebensogut bezahlen wie deutsche. Höchstens könnte man sagen: den indischen Zuckerschutzzoll bezahlt England nicht, weil es keinen Zucker ausführt, wohl aber Deutschland. Das ist richtig, doch ist eine solche Einzelheit nicht maßgebend für den ganzen Charakter der englischen Herrschaft.

So lange die Geschichte von Indien weiß, hat sich das Land niemals selbst regieren können. Es ist ethnographisch durchaus keine Einheit, denn immer sind kräftige Bergvölker von Norden hereingedrungen und haben die verweichlichten Bewohner des Flachlandes unterworfen. Dann verweichlichten sie in dem feuchtwarmen Klima selber und wurden die Beute anderer. Sogar von den hindostanisch sprechenden sogenannten Arisch-Indiern (195 $\frac{1}{2}$ Millionen Einwohnern) sind nur die obern Kasten, die Brahminen und Soldaten indogermanischen Ursprungs, die übrigen sind allerlei Ureinwohnerstämmen entsprossen. Die Draviden mit 53 Millionen und die zahlreichen kleinern Völkerschaften haben mit den eigentlichen Indern keine Stammesgemeinschaft. Auch jetzt würden die Indier keine nationale Herrschaft entwickeln können, schon weil sie selber wieder in eine zur Hindureligion gehörende Mehrheit und eine mohammedanische Minderheit von 57 Millionen gespalten sind. Es fehlen noch durchaus die Elemente, die über die zur Aufrichtung einer Herrschaft erforderliche Kraft verfügten. Alle miteinander sind weiche Völkerschaften. Wenn man auf den gefährlichen Aufstand von 1857 verweist, so ist doch mancherlei ernstliches dabei zu bedenken. Damals

unterschätzte England die Wehrhaftigkeit des Volkes gründlich. Es erzwang an sich nützliche Reformen ohne Rücksicht auf die Gefühle der Eingebornen und bedachte nicht, daß seinen 57 000 Mann europäischen Truppen noch immer 700 000 Mann farbiger Soldaten gegenüberstanden, teils in unmittelbarem britischen, teils im Dienste von Vasallenfürsten. Das Faß zum Überlaufen brachte die Ausgabe eingefetteter Patronen; die Hindu verehren das Rind als heilig, die Mohammedaner verabscheuen das Schwein. War das Fett nun vom Rind oder vom Schwein, jedenfalls hatte man die religiösen Gefühle beider großen Religionsgemeinschaften gründlich verletzt. Solche Fehler wird man zu vermeiden wissen.

Seitdem hat sich nun Indien in jeder Beziehung großartig entwickelt. Die Eisenbahnen, Telegraphen, Kanäle, Wasserleitungen, die Schulen, die Polizei, die Gerichte verkünden die segensreiche englische Herrschaft. Ein halbes Jahrhundert ohne Kufstände liegt hinter uns. Die Wohlfahrt eines Volkes von 290 Millionen, dem es an eigener Tatkraft mangelt, emporzubringen, ist ein Riesenwerk. Daß das noch nicht vollbracht ist, kann nicht überraschen. Gewiß ist, daß auch hierin große Fortschritte gemacht sind.

Schließlich erlebt England aber mit den Hindus daselbe, was unser Schicksal mit den Polen ist: gerade dadurch, daß England das Volk so wesentlich gehoben hat, kommen auch die Triebe zur Unabhängigkeit zum Leben. In Indien hat man es erst mit den Anfängen zu tun. Aber unausbleiblich sind die Fortschritte. Denn der heutige Stand der Humanität verträgt es nicht mehr, daß man eine unterworfenen Masse von den Segnungen der Bildung ausschließt, wie die Amerikaner das mit den Negern gemacht haben. Die Kultur hat einen innerlichen Drang, andre an ihren Vorteilen teilnehmen zu lassen, und England hat dem in vollem Umfange nachgegeben, indem es im Lande niedere und hohe Schulen errichtet und die Studien von Indern an seinen eignen Hochschulen begünstigt hat. Damit ist eine Schicht hochgebildeter Inder entstanden, die an englischer Literatur und Wissenschaft regen Anteil nimmt. Viele davon stehen auf englischer Seite und verfechten vor ihren Landsleuten die Überzeugung, daß Indien nur gewinnen könne, wenn auch fernerhin die Engländer am Ganges und am Indus geböten. Es sind aber auch viele andre da, die von einer Unabhängigkeit, von einem Regiment träumen, das sie sich wohl wesentlich als in ihren Händen liegend vorstellen.

Das trat schon längst vor dem russisch-japanischen Kriege hervor. Oft hat England schon mit einiger Unruhe auf diese Dinge geblickt und sich zur Wachsamkeit ermahnt. Der große Sieg eines asiatischen Volkes über eine weiße Großmacht hat nun das bewirkt, was eigentlich alle Welt im voraus als unausbleiblich voraussah: eine ganz wesentliche Hebung des Selbstgefühls der Inder, eine Stärkung der Unabhängigkeitsträume. Die Inder wissen recht gut, daß Englisch-Indien von mehr als 290 Millionen Einwohnern bewohnt ist, während Japan nur den sechsten Teil hatte. Sie wissen ferner, daß wie stark

auch England zur See sein mag, seine Landtruppen gegen das, was Rußland in der Mandschurei aufstellen konnte, gar nicht verschlagen. Und doch hat das erst so kurze Zeit unter den Einwirkungen der europäischen Kultur stehende Japanervolk die russische Landmacht glänzend besiegt. Damit werden natürlich die Hoffnungen, daß sich auch die riesige Volksmasse Indiens einst von dem Joche der Engländer befreie, sehr gekräftigt. An einen bewaffneten Aufstand denken wohl zurzeit nur wenige. Denn die englischen Truppen, wenn auch nicht viel zahlreicher als 1857, halten die wichtigsten Posten besetzt. Sie haben sich viele farbige Soldaten angegliedert, auf deren Abfall die kleine allenfalls unruhige Schicht der Gebildeten denn doch nicht rechnen kann. Die Vasallenfürsten haben aber nur halb so viele Soldaten wie 1857, und eins hat ihnen die britische Regierung niemals erlaubt: Kanonen zu besitzen; Kanonen vertraut man nicht einmal unter britischem Kommando stehenden farbigen Truppen an. Obendrein hütet sich England, wie schon oben erwähnt, sehr sorgfältig, die Mohammedaner und die Hindus abermals gemeinsam zu kränken.

So lange nicht etwa ein auswärtiger Feind auf indischem Boden erscheint, ist ein indischer Aufruhr also ein wesenhaftiges Gespenst. Doch kann man unbedenklich sagen, daß die Sache schon so weit ist, daß England nicht ohne die größte eigne Gefahr japanische Regimenter herbeirufen dürfte, etwa um die Nordgrenze gegen Rußland zu verteidigen. Es wüßte wohl, wann sie kämen, aber nicht, wann sie gingen. Vielleicht machte es eine ähnliche Erfahrung wie Süditalien, als es gegen die Sarazenen die Normannen zu Hilfe rief, die fortan als Herren im Lande sitzen blieben. Oder wenn Japan auch so weit nicht gehn wollte, so könnte doch die bloße Abhängigkeit der englischen Herrschaft von dieser asiatischen Hilfe den Indern die beschränkten Machtmittel ihrer Beherrscher allzu deutlich machen.

Vor offen aufrührerischen Bestrebungen müssen sich die Indier natürlich hüten. England würde nicht sackeln, um sie sogleich im Keim unschädlich zu machen. Aber innerhalb der Gesetze kann man sich viel erlauben. Die gebildete Schicht sucht zunächst eine Selbstverwaltung des Landes durch die Indier zu schaffen und sich für diese Zwecke ein geeignetes Organ heranzubilden, ein indisches Parlament. Die eigentlichen Träger dieser Forderung sind die Hindus, die zur brahmanischen Religion gehörigen Indier, die mit 207 Millionen Seelen die große Mehrheit bilden. Sie sind es auch, denen die Regierung in erster Linie mißtraut. Bengalen, der am dichtesten bevölkerte Teil des Landes, ist der Hauptsitz der Brahmaanhänger. Die Provinz hat $74\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner, wovon 48 Millionen Hindus und $23\frac{1}{2}$ Millionen Mohammedaner sind; der Rest verteilt sich auf verschiedene Religionen. Die Mohammedaner bilden in der Osthälfte die Mehrheit. Die Regierung ist nun wohl gewillt, den Eingebornen ein gewisses Maß von Selbstverwaltung zu geben, aber an eigentliche parlamentarische Formen denkt sie nicht. Das hat der Vizekönig Lord Minto am 1. Oktober 1906 einem mohammedanischen Ausschuss deutlich erklärt, der

bei ihm war, nicht um eine Volksvertretung zu fordern, sondern seine Besorgnis auszusprechen, daß die Anhänger des Propheten dabei in eine hoffnungslose Minderheit kämen. Um diese in der wichtigen Osthälfte Bengalens in den Besitz der Macht zu setzen, hat die Regierung Bengalen in zwei Hälften zerlegt.

Damit hat sie die Hindus noch oppositioneller gemacht. Diese haben einen „Allindischen Bund“ gegründet, und unter solchem vielversprechenden Namen haben sie die unzufriedenen Elemente gesammelt. Ende Dezember hielt der Bund seine Versammlung ab. Er wählte den gemäßigtsten Mann zu seinem Vorsitzenden. Nach dem, was dieser gemäßigtste forderte, kann man sich die Gesinnung der andern leicht ausmalen. Er wollte „Selbstverwaltung“, wie sie die übrigen britischen Kolonien genossen. Auch den Indern könnte England eine solche nicht abschlagen, denn sie wären britische Untertanen gleich den Bewohnern von Australien, Kapland und Kanada. Da diese britischen Europäerkolonien nur noch in einem ganz losen Zusammenhang mit dem Mutterlande stehn, so weiß man, was das für das überbevölkerte Indien zu bedeuten haben würde. Es wird aber noch präzisiert: „Die Verwaltung soll in allen Zweigen und Einzelheiten in den Händen des Volkes sein; alle Gesetzgebung und Besteuerung sowie alle Ausgaben sollten von den zu wählenden Volksvertretern bestimmt werden. Alle Gehalte, Pensionen, Vergütungen, Lieferungen, alles, was Indien an Ausgaben für den Zivil-, Heeres- oder Flottendienst aufwendet, sollte nur Indien zugute kommen.“

Natürlich hat England schnell begriffen, worum es sich handelt. Natürlich antwortet es mit einem runden Nein und gibt sich doppelte Mühe um die Mohammedaner. Aber als den Anfang einer Bewegung, von der es noch mehr hören wird, muß es die Sache doch ansehen.



Militärische Jugenderziehung

Von Rittmeister von Witzleben



Ue größer und je mehr die physischen und moralischen Kräfte der Nation in Anspruch genommen werden, um den sich stetig steigenden Anforderungen zu genügen, die an die Ausbildung jedes Einzelnen während seiner Dienstzeit als Soldat und an seine Leistungsfähigkeit in ernster Stunde, wenn das Vaterland in Gefahr ist, gestellt werden, desto notwendiger ist es, daß alle jene Kräfte möglichst schon von der frühesten Jugend an geweckt, sorgfältig und systematisch weiter entwickelt, gefördert und in lebendiger Frische erhalten werden. Die militärische Jugenderziehung ist zu diesen schönen Aufgaben am besten berufen. Aber so leicht sich dies ausspricht, so einfach ist das hohe Ziel doch nicht zu